



**Nachrichten aus der Abteilung Buchhandel
an der Wirtschafts- und Kaderschule KV Bern**

→ Pegasus

Nr. 92

Dezember 2008/Januar 2009

Editorial

Back to the roots

Obama hat das Wort wieder modisch gemacht: in Sporthallen, Bibliotheken, Aulen, unter freiem Himmel und ganz ohne Powerpoint. Ausgerechnet einer, der rund um die Uhr online ist, erobert die Welt mit ursprünglichen Skills: Intelligenz, Rhetorik, Belesenheit.

Kompetenzen, die immer dann geschätzt werden, wenn der Rest vesagt hat. Talente, von denen wir froh sind, wenn sie Menschen mit guten Absichten zu Anführern machen.

In diesem Pegasus geht es um unsere Wurzeln. Darum, was sie uns heute bedeuten und wert sind. Um den Ursprung der Texte und Bücher.

Ich wünsche allen eine gute Zeit bis Weihnachten und eine entspannte, glückliche Jahreswende.

Tanja Messerli

Der Lyrik auf den Versen

Johann Wolfgang Goethe: Das Veilchen (1774)

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!

Nachdem Goethe in Strassburg mit Ach und Krach sein Jus-Studium wenigstens bis zum Lizentiat vorangetrieben hat (und sich fortan nichtsdestotrotz Doktor Goethe nennt), kehrt er in seine Vaterstadt Frankfurt am Main zurück, um dort halbüberzeugt als Rechtsanwalt zu arbeiten. Viel wichtiger als die ihn langweilende Jurisprudenz ist jedoch sein anhebender Erfolg als Schriftsteller: Goethe ist im Begriff ein berühmter Autor zu werden. Er hat bereits das Sturm-und-Drang-Drama «Götz von Berlichingen», die ebenso stürmischen Hymnen und vor allem den künftigen europaweiten Grosserfolg «Die Leiden des jungen Werthers» verfasst – ein Erfolg, den er zeitlebens nicht mehr übertreffen wird. In diesem Roman verarbeitet er eine weitere leidenschaftliche und unglückliche Liebe, diejenige zu Charlotte Buff, die er als Praktikant am Reichskammergericht in Wetzlar kennen gelernt hat. Liebe, Leidenschaft, Betrug und Verrat sind Themen, die den jungen Goethe in diesen Jahren stark umtreiben, er verwandelt sie in Literatur und variiert sie auf vielfältige Weise, tragisch, wild, ironisch gebrochen und in den scheinbar leichten Tönen seiner volksliedhaften Balladen.

So auch im vorliegenden Gedicht: Nah verwandt mit dem «Heidenröslein» (Goethe lässt die beiden Balladen in den Ausgaben seiner Gedichte unmittelbar

aufeinander folgen) verwendet auch «Das Veilchen» einen vermeintlich naiven Kinderton, um Abgründiges zu erzählen; hier wie dort eine Geschichte voller Begehren und Gewalt. Ein Veilchen lebt ein unscheinbares Leben, eine Blume unter ungezählten auf der Wiese, anonym, «gebückt in sich und unbekannt». Das herzige, aber unbeachtete Veilchen verzehrt sich in Sehnsucht nach Liebe, wünscht sich nichts sehnlicher, als «die schönste Blume der Natur» zu sein, hervorragend, einzigartig, begehrenswert. Es möchte «abgepflückt» und «gedrückt» werden, «ach nur, ach nur / Ein Viertelstündchen lang!» – um schliesslich doch brutal übergangen und gar zertreten zu werden. Aber im gewaltsamen Tod empfindet es schliesslich eine kleine Erfüllung, da dieser ja durch den geliebten Fuss erfolgt.

Ein traditionelles Frauenschicksal in eine Blumenmetapher gekleidet, ein Frauenschicksal also, wie man es in der Literatur zuhauf findet? Ein Frauenschicksal, wie es jahrhundertlang Realität war, einmal mehr literarisch verbrämt und überhöht? Mitnichten! Der Clou dieser Ballade ist natürlich, dass das Veilchen ein Mann ist – schliesslich ist es «eine junge Schäferin», die mit «leichtem Schritt und munterm Sinn» daherkommt und vom Veilchen als «Liebchen» benannt wird, der «Busen» hat hier also eindeutig weibliche Qualität. Goethe stellt sämtliche Erwartungen auf den Kopf: Nicht nur, dass hinter Blümchenmetaphorik Begehren und Tod lauern, auch das übliche Geschlechterverhältnis ist ins Gegenteil verkehrt. Liest man «das Veilchen» in unmittelbarer Nachbarschaft zum «Heidenröslein» – was Goethe offenbar selber so intendierte und was durch die nah verwandte Form (beide Gedichte weisen 3 Strophen à 7 Verse auf) Sinn macht, wird auch der brutale Sexismus des letzteren relativiert: Gewalt können im Verhältnis der Geschlechter beide Seiten erleben, Frauen und Männer werden je als Opfer und Täter entlarvt, es gibt in diesen beiden Balladen kein fixes Rollenmuster. Einmal mehr: Man wird mit Goethe nicht fertig.

Hans Schill,
Lehrer für Literatur- und Kulturkunde

Im Pegasus 91 interpretierte Hans Schill «Das Heidenröslein». Wer diese Interpretation noch einmal lesen möchte, findet diese und vorherige Pegasusausgaben auf unserer Website. Im Pegasus 93 wird Hans Schill «Trotzki, Goethe und das Glück» von Jörg Fauser interpretieren.

Buchqualität

Eine literarische Ehe

Heine und sein Verleger Julius Campe

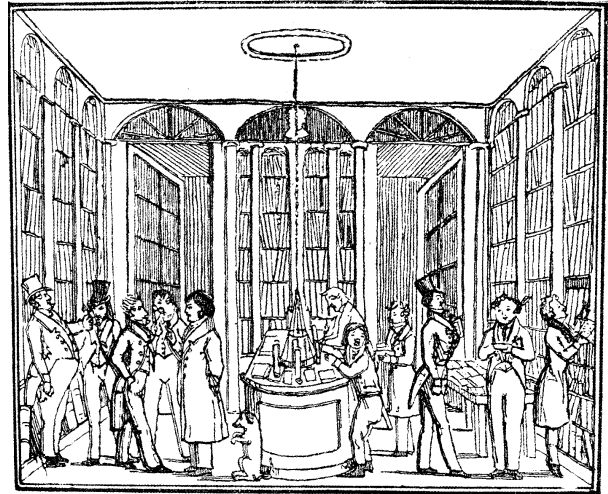
«Ich stand in meinem Laden und verkaufte, da trat ein junger Mann herein und forderte Heines Tragödien. Ich reichte ihm ein sauber gebundenes Exemplar. «Ach, das ist mir lieb, dass das Buch gebunden ist.» Während er das Exemplar besah, ging ich nach der Seite, wo die Dichter aufgestellt waren, brachte ihm die Gedichte desselben Verfassers. «Lieber Herr», fiel er mir hastig in das empfehlende Wort, «die mag ich nicht – ich verachte sie!» – «Wie», sagte ich, «Sie verachten sie? Dann haben sie es mit mir zu thun!» – «Lieber Herr, ich kenne sie besser als Sie, denn ich habe sie geschrieben.» – «Nun, mein Herr Doctor, wenn sie wieder ein Mal so etwas Werthloses producieren und Sie haben gerade keinen bessern Verleger, so bringen Sie sie mir und ich werde mir eine Ehre daraus machen, meine Firma darauf zu setzen.» – Scherzen Sie nicht mit mir, ich könnte Sie auf die Probe stellen.» – «Sie würden dann erfahren, dass ich probehaltig bin.» – Am andern Tage kam Heine, bezog sich auf jenes Gespräch und sagte: «Sie waren gestern so freundlich, sich zu meinem Verleger anzubieten, in der That habe ich etwas druckfertig; haben Sie nicht gescherzt, so bin ich bereit, Ihnen mein Werk zu übergeben. Es sind Reisebilder, Harzreise, 77 Gedichte.» – «Es ist gut; Sie geben mir ein Buch, auf dessen Titel Ihr Name steht und das 25 Bogen füllt. Wieviel Honorar nehmen Sie in Anspruch?» – «30 Louisdor.» – «Gut! Es wäre Ihnen genehm!» – Seit dem Tage war Heine jeden Tag in meinem Laden, und wir wurden intime Freunde.»

Ob die Bekanntschaft zwischen Heine und seinem Verleger sich tatsächlich in einer Szene wie dieser anspannt oder ob sie nicht – prosaischer – Anfang 1826 von Hamburger Freunden Heines vermittelt wurde, muss dahingestellt bleiben. Doch – sollte die Szene auch nicht wahr sein – so ist sie gut erfunden.

Aus: Heinrich Heine: Leben, Werk und Wirkung von Edda Ziegler / Artemis & Winkler 1993 (in dieser Ausgabe vergriffen)

Zudem empfehlenswert für alle, die wissenschaftliche Bücher nicht schrecken:

Edda Ziegler: Julius Campe – der Verleger Heinrich Heines / 1976 im Verlag Hoffmann und Campe 978-3-455-09904-1



Die Buchhandlung Hofmann und Campe in Hamburg. Im Vordergrund Julius Campe mit seinem Pudel Sarras.

Julius Campe



Ab 1826 erscheint Heines literarisches Werk bei Hoffmann und Campe. Der Widerstand, dem Campe dabei begegnet, steigert seine Energie und seinen verlegerischen Ehrgeiz umso mehr. Staatliche Zensur macht ihn findig. Und mit seiner Unerschrockenheit ist er manchem Buchhändler ein Vorbild.

Im Pegasus 93 schreibt Alexander Glück, Publizist und Autor aus Österreich, über die heutige, manchmal enttäuschende Zusammenarbeit zwischen Autor und Verlagen.

Typisch!

Nein, die Typographie ist nicht die Butter auf dem Brot. Sie ist das Brot selbst. In eine Form gepackt, können wir die verschiedenen Inhaltsstoffe aufnehmen. Manchmal ist die Kost nahrhaft, manchmal leicht bekömmlich und manchmal schwer verdaulich. Oft ist sie knochentrocken, oft aber auch knackig frisch aus dem Ofen.

Nein, die Typographie ist wahrlich nicht nur Randererscheinung. Sie läuft uns über den Weg und sie tritt uns mit Füßen. Wo wir gehen, wohin wir schauen. Trotzdem beachten wir sie oft gar nicht. Irgendwie ist das auch gut so, denn gute Typographie fällt nicht auf. Aber: Ohne die Schriftzeichen würden Gedanken, Ideen, Geschichten und Erfahrungen rasch verpuffen. Somit könnte man die Typographie als effektivstes kulturelles, soziales und politisches Konservierungsmittel bezeichnen. Und in dieser Funktion darf die Anordnung der Buchstaben zu Wörtern und Sätzen nicht allzu sehr hervorstechen. Sie darf uns nicht ablenken vom Wesentlichen, vom Inhalt. «Die Typographie ist ein Werkzeug, keine Mode», sagt Adrian Frutiger, ein Schriftgestalter, der es wissen muss. Er schuf Klassiker. Seine Schriften gehören zu den weltweit meist verwendeten und mit der Gestaltung der Schrift «Univers» 1957 löste er eine Revolution in der Gestalterwelt aus. Schriften werden erst dann zu Klassikern, wenn sie Jahrzehnte auf vielfältigste Art und Weise eingesetzt werden können, um Inhalte umfänglich darzustellen und sie zu verstehen.

Wenn man die Schriftgeschichte überblickt, so fällt einem auf, dass die Schrift seit der römischen Kapitalis Monumentalis keine wirklich grundlegenden Entwicklungsschritte mehr mitgemacht hat.¹ Höchst erstaunlich! Vor allem in der heutigen kurzlebigen Zeit. Die Kapitalis Monumentalis umfasste allerdings nur Grossbuchstaben (Versalien) und es brauchte den Weg über die Unzialschriften, damit sich um 800 n.Chr. die Kleinbuchstaben etablieren konnten

MATRONIS

¹ 2000 Jahre auf dem Buckel: Kapitalis Monumentalis

paruuu utmanuier

² Salonfähige Kleinbuchstaben: Karolingische Minuskel

ABCDE abcde

³ 500 Jahre jung geblieben: Garamond



⁴ Werbeplakat für eine Dampferkreuzfahrt, 1875

(unter Karl dem Grossen).² Auch erfreuen sich venezianische Renaissance-Schriften wie «Jenson», «Bembo» und «Palatino» aus dem 15. und 16. Jahrhundert heute immer noch grösster Beliebtheit. Und die «Garamond» von 1531 ist heute eine der meist verwendeten Schriften überhaupt.³ Diese alten Schriften wurden natürlich sporadisch überarbeitet und den technologischen Entwicklungen angepasst, der bestechende Grundcharakter stammt aber noch aus dieser Zeit. Das als Silberstreifen am Horizont in der heutigen Zeit, in der «Morgen ist Heute schon gestern» in extremis gelebt wird.

Trotzdem unterliegt die Typographie zwangsläufig bestimmten Trends, weil sie auch Ausdruck des Zeitgeistes ist und ähnlich wie die bildenden Künste die Gesellschaft widerspiegelt. Deshalb finden wir im Lauf der Geschichte auch bei den Schriften immer wieder Anpassungen an den Geschmack und die ästhetischen Empfindungen der jeweiligen Zeitgenossen und -geschehnisse. Avantgardisten veränderten Althergebrachtes und zogen ihm neue Kleider an. John Baskerville schuf um 1750 Schriften von solcher Schärfe und solchem Kontrast, dass er beschuldigt wurde, «alle Leser der Nation zu blenden, weil der Strich der Lettern – zu dünn und eng – das Auge schmerzt». Die Weiterentwicklung zur klassizistischen Antiqua Ende des 18. Jahrhunderts

ABCD abcde

⁵ Konstruktivistische Bauhausformen: Futura

ABCD abcd

⁶ Aushängeschild der Schweizer Typographie: Univers

jbcdefghijklmnopqrstuvwxyz ü

⁷ Versuch der Neuordnung des Alphabets: Projekt «New Alphabet»

galt als ebenso neumodisches Zeugs wie die Popmusik von Mozart. Die so genannte Westerschrift ist nicht eine US-amerikanische Erfindung, sondern eine in Europa entwickelte Abart der Egyptienne-Schriften, die im 19. Jahrhundert in England entwickelt wurden, um im Rahmen der industriellen Revolution den Bedarf an auffälligen Werbeschriften zu bedienen. Der Jugendstil verniedlichte die Lettern mit vielen Schwüngen. Ende des 19. Jahrhunderts brach die grosse Experimentierlust aus, so dass die Schrift kaum mehr als Werkzeug wahrgenommen werden konnte.⁴

Mitglieder der niederländischen «De Stijl»-Gruppe reduzierten das Alphabet auf rechtwinklige Elemente. Am Bauhaus konstruierten Herbert Bayer und Josef Albers Alphabete aus geometrischen Grundformen, die sie als Elemente einer universellen visuellen Sprache verstanden. Daraus entstand auch Paul Renners «Futura», eine heute noch vielfach verwendete Schrift.⁵

In den 1950er Jahren – als der Fotosatz begann, den aufwändigen Bleisatz abzulösen – entstanden vorwiegend in der Schweiz nochmals wunderbare, zeitlose und trotzdem charaktervolle Schriften wie die Helvetica oder die Univers.⁶

1967 schuf Wim Crowell eine Schrift für ein «neues Alphabet» ohne Kurven und Diagonalen, dem allerdings kein anhaltender Erfolg beschieden war, zu gross war die Neuerung⁷. In der ersten Hochblüte der Gestaltung am Computer wurden die Formen der Buchstaben, die man so viele Jahrhunderte zu perfektionieren versuchte, zerkratzt, verbogen, angeschlagen und verunreinigt. Erik van Blokland und Just van Rossum kreierten schliesslich 1990 mit der «Beowulf» eine Schrift, die sich per Zufallsgenerator bei jedem Gebrauch anders darstellt.

So vermehrten sich die Schriftarten wie Karnickel. Heute gibt es Zigtausende, eine genaue Zahl ist nicht zu benennen und ein Höhepunkt der Kreativität nicht in Sichtweite.

Schriften anzuwenden ist leicht geworden, aber nicht einfach. Der Einsatz der Schriften wird ob der Vielfalt immer schwieriger, weil oft zu wenig genau hingeschaut wird und das Konzept für den Schriftgebrauch fehlt. Erst jahrelange Übung lässt um die Wirkung von Schrift wissen und erkennen, wo wel-

che Schriftart zuträglich ist. Na ja, das ist jetzt vielleicht etwas übertrieben, gälledsi. Es würde ja wohl niemandem in den Sinn kommen, seine Bewerbung in der «Comic Sans» zu setzen, nur weil die mal ein wenig anders aussieht und weil sie doch so gäbig auf dem Computer verfügbar ist. Nein nein, niemand, ganz sicher nicht. Oder? Mit Schrift lässt sich viel Subtiles ausdrücken und der Grat zu Fehlinterpretationen des Inhalts über das Schriftbild ist schmal. So ist beispielsweise die Bundesverwaltung besser bedient mit einer nüchternen Schrift, die zurückhaltende Eleganz aufweist, als mit einer verschnörkelten englischen Schreibschrift, die gerne bei Schmuckblättern oder Einladungen eingesetzt wird. Oder eine Geburtsanzeige mit der Schrift «Dead History» zu gestalten, entspräche einem Fettnapf der Grösse des Bodensees.

Auf Schrift zu achten, schärft den Blick für ein wichtiges Kulturgut. Sie ist die Form unserer Inhalte und kann diese positiv oder negativ beeinflussen. Es lohnt sich, die Augen offen zu halten und zu beobachten, wie Schrift wirkt. Wie beim Schreiben auf die Wortwahl, muss auch beim Gestalten mit Schrift auf Regeln geachtet werden: Eine Textinformation soll leserfreundlich, verständlich und anregend sein. Anders gesagt: Sie soll dem Leser den Inhalt schmackhaft machen. En Guete!

Hubert Neidhart,
Fachlehrer für Warenkunde



Richtig geschrieben und doch irgendwie falsch: die Schriftwahl kann die Wahrnehmung des Inhaltes verfälschen. (Photomontage)

Wie kommen die Bücher auf die Erde?



Rainer Groothuis

Über Verleger und Autoren, Hersteller, Verkäufer und das schöne Buch. Nebst einer kleinen Warenkunde. Überarb. u. erw. Neuauflage / DuMont 2007

Ein Sachbuch nach meinem Geschmack. Aber ich bin bei Groothuis nicht objektiv, die Salto-Reihe, die er in seiner Zeit bei Wagenbach konzipiert hat, gehört zum Formvollendetsten, das mir in meiner Laufbahn begegnet ist.

Viele hier Mitlesende kennen den Buchhersteller Groothuis von seinen Kolumnen im «Schweizer Buchhandel». Aber auch allen anderen sei gesagt: Wenn der Mann sich über den «3D-Körper namens Buch» äussert, weiss er, wovon er spricht. Ob zum Thema Verlegen, Warenkunde oder Buchgestaltung, Groothuis Beschreibungen entsprechen seinem Credo: Lese(r)freundlichkeit bei Büchern sowohl äusserlich, haptisch, typographisch wie inhaltlich.

Dieses Buch erklärt an seinem eigenen Körper (O-Ton: «Schon sind Sie in der Titelei») was ein Buch ist. Persönliches Bildmaterial wie das Foto der Beschriftungen im Lesebändchenlager («1000 m Leseband weiss f. Klett, Tochter des Frühlings») zeugen von täglicher Freude am Büchermachen. Der riesige Zitatenschatz von Buchmenschen aus verschiedensten Zeiten und die beeindruckende Kenntnis der Buchgeschichte zeigen Groothuis' Sachverstand. Er ist sicher, dass die Zukunft des Buches seine Vergangenheit ist und Verlegen der Ursprung jeder grösseren Veränderung auf der Welt:

Ein Buch ist nicht ohne seinen Inhalt, ein Verlag nichts ohne seine Autoren, die Autoren nichts ohne ihre Leser – und ob die abhanden kommen, ist keine Frage an die weitere Entwicklung der elektronischen Medien. Sondern eine Frage an die Verlage. Nach ihren Programmen und nach dem Selbstverständnis, mit dem sie Bücher machen.

ME

Das Lektorat

Lektoren werden bewundert, gehasst, übergangen oder gänzlich gestrichen. Dieser Beruf, der ähnlich dem der Uhrmacher und Chirurgen für Präzision steht, findet ab und zu auf bemerkenswerte Weise Einzug in Bücher. Nachfolgend drei Beispiele, die der Pegasus seiner buchfreundlichen Leserschaft zur gehaltvollen Lektüre ans Herz legt.

ME

Es war der Augenblick, den er am meisten liebte, fast kindlich. Wenn die Nacht verebbte und er die fein gespitzten Bleistifte zurück in ihren Kasten legte, den verschlissenen, in dem sein Vater seine scharfen Rasiermesser aufbewahrt hatte, die Haufen von Radiergummis, Korrekturflüssigkeiten und Blendfolien in der rechten Schublade verstaut und das Licht löschte.

Danach schloss er die Tür seiner Kabine hinter sich und tippte an seine Mütze, ein diskreter Abschiedsgruss an die Drucker, Boten und Packer aus dem lärmenden unteren Flur. Dann trat er durch die kleine schwere Tür ins erste Licht hinaus. In den ersten Atemzug des kommenden Tages. Die Thermosflasche unter seinem Arm war jetzt leer. Meist auch die Brötchentüte, es sei denn, die Dichte der nächtlichen Termine hatte ihn erdrückt. Wenn die Tüte leer war, warf er sie in den Mülleimer an der Ecke. Er hasste Abfall. Papierabfälle beleidigten ihn als der Abfall schlechthin. Eine Verwüstung. Manchmal, wenn ihm der Wind ein Blatt vor die Füsse wehte, hob er es auf, glättete es, las genau und machte die nötigen Korrekturen. Dann warf er es in den Abfallbehälter, fühlte sich seltsam getröstet und traurig.

aus: George Steiner
Unter Druck
Parabeln
Hanser

Die guten Lektoren. Sie sind fast überall. In den grossen Konzernverlagen wie in den alten, ehrwürdigen, unabhängigen Verlagshäusern, in den neuen Kleinverlagen wie in den alten Grossverlagen – die Berserker des Textes, die fleissigen Kämpfer hinter den Werken, die Mahner, die Auskenner, die Korrigierer, die Frauen und Männer, zu denen die Schriftsteller mit der Zeit oft ein geradezu symbiotisches Verhältnis entwickeln und zu denen sie oft eine engere Bindung empfinden als zu ihrem Verlag. Es sind wohl die

unbekanntesten Personen der Bücherwelt. Manchmal sitzen sie mit ihren Schützlingen auf einem Lesepodium, manchmal begleiten sie ihren Autor durch die Messehallen. Aber die Öffentlichkeit kennt sie nicht. Die Unauffälligkeit gehört zu ihrem Berufsbild. Und doch gibt es kein grosses Werk, hinter dem nicht auch die mühevollen Arbeit eines guten Lektors steht.

Volker Weidermann in «Wie kommen die Bücher auf die Erde?» (s. auch S. 6) Er ist Literaturkritiker der FAZ und Autor des aktuellen Titels: Das Buch der verbrannten Bücher. Kiepenheuer und Witsch.

Sehr geehrte Frau Dr Schneider:

Ich bin entzückt, wie vorteilhaft mein Original gegen die editierte Version absticht, und bitte, alles rückgängig machen und genau nach Vorlage setzten (lettern?) lassen zu wollen.

Die Seite, auf der sich gar nichts mehr reimt (und die ich während unseres Telefonats nicht gefunden habe), geht so:

Das Zimmer war in Rauch gehüllt.
Sie stürzt ans Fenster, schreit;
«Ich Leute, helft mir, helft!
Ich bin des Feuers Beute!»

Dadurch wurde ich stutzig, und wenn ich nicht stutzig geworden wäre, wäre bei mir nur ein allgemeines Unbehagen geblieben – «Das soll ich geschrieben haben?» –, und ich hätte blind alles imprimiert.

... und bitte ins statt «in's» und ein Augenschmaus den Briten statt «der Briten».

Und nun wollen wir uns – es ist schließlich der 17. Dezember – wieder vertragen. Sie müssen das verstehen: Bei meinem 82. Buch bin ich besonders empfindlich.

Schönen Gruß, Harry Rowohlt

Brief von Harry Rowohlt an Angelika Schneider vom 17. Dezember 1992. Es handelt sich um die Übersetzung des Kinderbuchs «Matilda, die so schrecklich log», das im Diogenes Verlag erschien.

Aus: Harry Rowohlt, der Kampf geht weiter! Nicht weggeschmissene Briefe / Kein und Aber

Ausbildungs-News

Die neue Bildungsverordnung

Vom Sommer 2005 bis im Oktober 2008 arbeitete ich mit vielen anderen an der neuen Bildungsverordnung. Es war eine anspruchsvolle Zeit. An die Debatte im Volkshaus Zürich zum Thema Detailhandelsanschluss erinnere ich mich als grösste Herausforderung, an die letzte exakte Formulierung der Leistungsziele im Herbst 2007 (s. Bild) als harte Arbeit.

Die Open Space Conference im September 2005 war trotz Differenzen ein wunderbarer Auftakt für alle Ausbildungsinteressierten der Branche. Ich danke dem SBVV und speziell Susanne Weibel im Namen unserer Schule noch einmal ganz herzlich für diesen geglückten Beginn.



Bernd Schaub schrieb im Pegasus Nr. 72 vom November/Dezember 2005 zum Thema Reform:

Bei allem Respekt vor den enormen Leistungen zurückliegender Buchhändlergenerationen muss begriffen werden, dass ein Strukturwandel einen Wandel der bisherigen Struktur bedeutet. Und dies bedeutet wiederum, nicht mehr so leise daherzukommen, sondern Nachteile in Vorteile zu verwandeln, zu klotzen anstatt zu kleckern und die vielen Trümpfe auszuspielen. Das muss doch möglich sein.

Ich hoffe, werter Vorgänger, liebe Nachkommen, das sei gelungen und könne mit vereinten Kräften umgesetzt werden.

Nachfolgend die wichtigsten Stationen im Entstehungsprozess unserer neuen Bildungsverordnung. Ein grosser Dank dafür gebührt Esther Ritter vom BBT, die uns begleitet und immer wieder ausgezeichnet dokumentiert hat.

19./20. September 2005

Open-Space Konferenz SBVV zur Qualifikation im Buchhandel

5. Mai 2006 und 13. Juli 2006

Eingabe und Erhalt Vorticket IK 2009

8. August 2006

kick-off Reformkommission

21. August 2006

LehrmeisterInnen Konferenz

28. August 2006

feu vert für einen eigenständigen Beruf

23. Januar 2007 und 16. März 2007

Reformkommission, Sitzung 2 und 3
Verbandsinterne Vernehmlassung

8. Juni 2007

Auswertung der Ergebnisse

20. Juli 2007 bis 22. August 2007

Konsistenzprüfung

15. Juli 2007 und 12. September 2007

Eingabe für Ticket und Vergabe des Ticket IK 2009

27. November 2007

Reformkommission, Sitzung 4

29. Februar 2008

Eröffnung der Vernehmlassung

18. Juli 2008

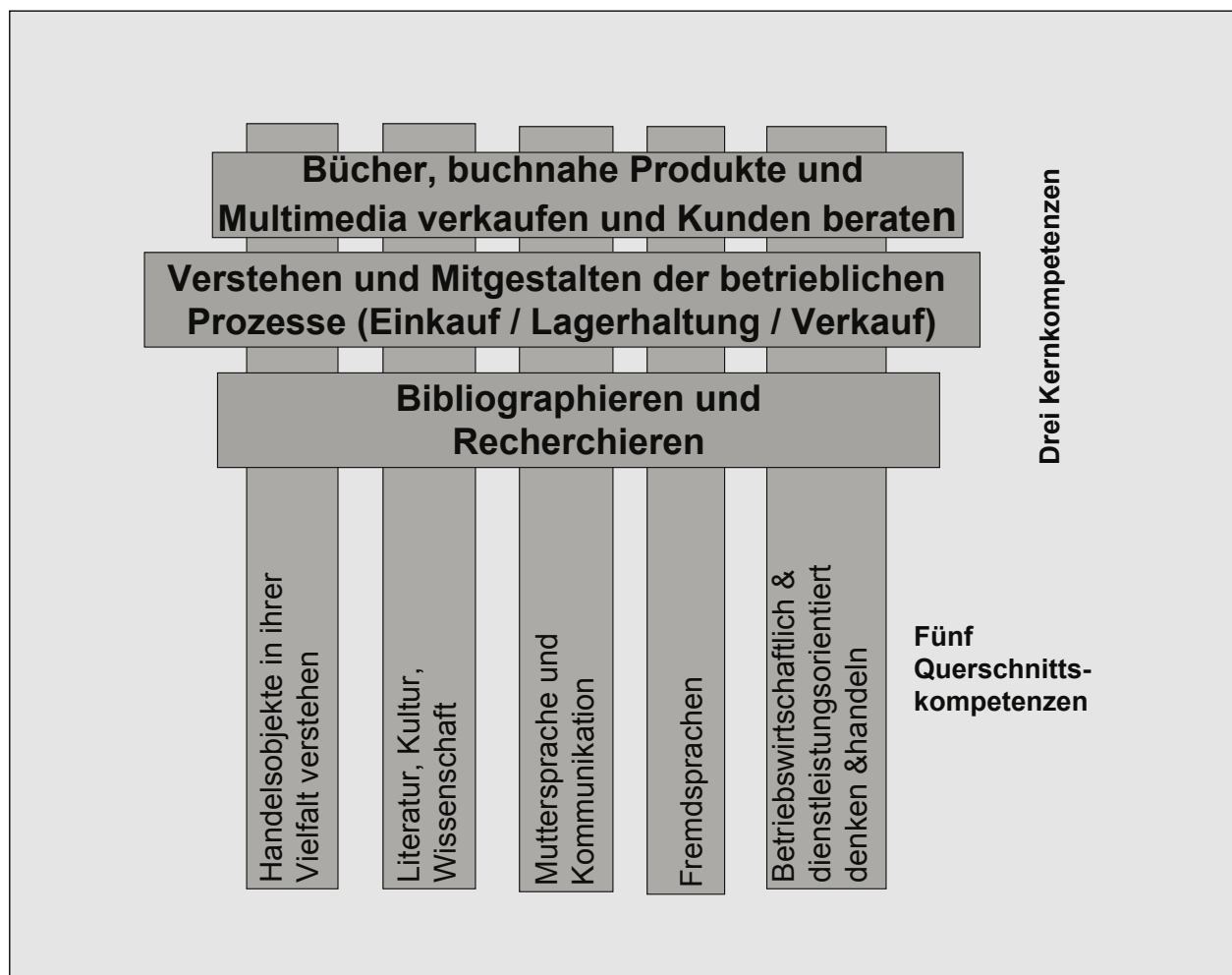
Vorbereitung Resultate der Vernehmlassung

1. September 2008

Bereinigung in Reformkommission, Sitzung 5

Heute liegen vor ...

die Unterlagen, um die berufliche Grundbildung der Buchhändlerinnen und Buchhändler erfolgreich umzusetzen



Wie geht es jetzt weiter?

Sie finden den definitiven Bildungsplan auf unserer Website. Bereits im letzten Pegasus haben wir Sie auf die wichtigsten Punkte hingewiesen, die für die neue Lehre ab August 2009 beachtet werden müssen. Die Informationsveranstaltungen werden voraussichtlich an allen Schulorten stattfinden und von Alfi Marty vom SBVV koordiniert.

Was ist mit der BM1?

In Bern kann die berufsbegleitende BM besucht werden. Voraussichtlich sind für die Ausbildung zur Buchhändlerin/zum Buchhändler inkl. BM zwei Schultage nötig, die als ein ganzer und zwei Halbtage angeboten werden können.

Anmeldungen und Schultage

Als Weihnachtsgeschenk eine erfreuliche Nachricht aus dem Stundenplan-Team: Wir können Ihnen die neuen Schultage für alle Klassen (inkl. BM1) in der nächsten Pegasus-Nummer bekannt geben. Und zwar mindestens bis ins Jahr 2012.

Bitte melden Sie Ihre neuen Lernenden mit dem Formular in der Beilage an. Sie finden das Formular selbstverständlich auch online auf www.wksbern.ch/buchhaendler. Die Schultage können Sie im Schuljahr 2008–2009 leider nicht auswählen, weil wir in der Übergangsphase gezwungen sind, andere Kriterien vorzuziehen. Ich habe im vergangenen März an der Infoveranstaltung darüber informiert.

Das nächste Schuljahr ist für uns planerisch äusserst anspruchsvoll. Wir haben alle Lernenden je zwei Tage zu unterrichten, weil auch die Neuen im 1. Lehrjahr zwei Tage Unterricht haben. Für Sie als Lehrfirmen heisst das, dass auch die Neuen zwei Tage in der Schule sein werden und auch die Bisherigen wahrscheinlich einen neuen Schultag haben werden.

Ganz herzlichen Dank für Ihre Kooperation.

ME

Tempi Passati**Was geschah im Dezember ...?**

Geschichtliche Ereignisse im Rückblick

Ein Genie verstummt

Am 5. Dezember 1791, einem kaltfeuchten Tag, starb um fünf Minuten vor ein Uhr der Komponist Wolfgang Amadé Mozart in Wien.

Als Mozart nur wenige Wochen nach der Uraufführung der Zauberflöte am 30. September 1791 bettlägerig wurde, arbeitete er an einem Auftrag (des exzentrischen Grafen Franz von Walsegg), einem Requiem. Am Tage vor seinem Tode wurde ein Auszug daraus an seinem Krankenlager gesungen. Sich des nahenden Endes bewusst, soll Mozart noch bemerkt haben: «Hatte ich nicht gesagt, dass ich das Requiem für mich selbst schreibe?» Danach verlor er das Bewusstsein um nicht mehr aufzuwachen.

Die genauen Ursachen von Mozarts Tod sind nach wie vor ungeklärt. Gemäss der Diagnose des Totenbeschauers verschied Mozart an «hitzigem Frieselfieber» (vermutlich rheumatisches Fieber). Spätere Diagnosen vermuteten Herzversagen, Typhus, Trichinose (hervorgerufen durch Trichinen verseuchtes Fleisch), Nierenversagen, Syphilis, das Schönleihen-Henoch-Syndrom (Entzündung der kleinen und mittleren Blutgefässe) und anderes. Die moderne

Medizin tendiert eher zu einer unzulänglich behandelten Infektion durch Streptokokken in Mozarts Jugend, die dann schliesslich zu Herz- und Organversagen führte. Nicht ganz von der Hand zu weisen ist aber die Vermutung, dass Mozart das Opfer seiner Ärzte geworden ist, die durch zu hohe Dosen Quecksilber und zu häufigen Aderlass, den damals üblichen Therapien, den Hinschied beschleunigten. Vermutlich war es diese ungeklärte Frage, die sofort allen möglichen und unmöglichen Spekulationen Tür und Tor öffnete. Hartnäckig hält sich bis heute das Gerücht, Mozart sei durch seinen Rivalen Antonio Salieri vergiftet worden. Angeblich soll Mozart gegenüber seiner Frau die Vermutung geäussert haben, jemand habe ihn vergiftet. Doch die Historiker sind sich heute darin einig, dass Mozart damit lediglich seinen miserablen Gesundheitszustand zum Ausdruck bringen wollte. Salieri, des Kaisers Hofkapellmeister, soll zwar in späten Jahren behauptet haben, er habe Mozart aus beruflicher Eifersucht vergiftet. Aber zu jenem Zeitpunkt war Salieri geistig nicht mehr zurechnungsfähig.

Mozart starb zwei Monate vor Vollendung seines 35. Lebensjahres. Er wurde ohne grosses Zeremoniell in einem Massengrab verscharrt. Das ca. letzte Drittel seines Requiems wurde auf Wunsch seiner Gattin Constanze von den ehemaligen Schülern Mozarts, Joseph Eybler und Franz Xaver Süssmayr vollendet, deren Ergänzungen nach wie vor heftig diskutiert werden.

Der Stein von Rosette

Am 23. Dezember 1790 wurde in der malerischen Stadt Figeac im französischen Departement Lot Jean-François Champollion, einer der bekanntesten Archäologen der Geschichte geboren. Champollion war es vergönnt, den so genannten Stein von Rosette zu entziffern, und damit die Grundlagen für die wissenschaftliche Erforschung des dynastischen Ägyptens zu liefern.

Schon sehr früh zeigte sich, dass François ein Kind von ausserordentlicher Begabung war. Bereits mit fünf Jahren konnte er ohne Hilfe lesen und begann Latein zu lernen. Elfjährig versetzte er seine Lehrer mit Übersetzungen von Virgil und Horaz in Erstaunen. Er studierte auch Hebräisch, Arabisch, Syrisch und Aramäisch¹. Als er 15 Jahre alt war, beherrschte er zudem Koptisch² und Ethiopisch. Vier Jahre später, 1809, zog er nach Paris, wo er sich mit Sanskrit³, Chinesisch und Persisch vertraut machte.

1799 war Napoleon in Ägypten einmarschiert und im Juli desselben Jahres stiess ein französischer Offizier bei Rosette im Niltal (ca. 90 Km von Alexandria) auf einen Stein in Form einer halbrunden Stele mit eingemeisselten Texten in griechischer und ägyptischer Schrift. Wie sich später herausstellen sollte, handelte es sich bei den Inschriften um eine Ehrung des ägyptischen Königs Ptolemäus V und konnte somit auf das Jahr 196 vor Chr. datiert werden.

Zwei Jahre später unterlagen die Franzosen den Engländern, welchen neben einer Reihe von Altertümern auch der Stein von Rosette in die Hände fiel und so ins Britische Museum in London gelangte, wo er heute noch zu besichtigen ist. Glücklicherweise existierten einige Papierabriebe (Kopien) so dass die Schriften von Experten analysiert werden konnten. Nachdem es Champollion nach 13 Jahren Arbeit gelungen war, ein vollständiges System zur Entzifferung der Hieroglyphen aufzustellen, stellte er seine Ergebnisse am 27. September 1822 den Mitgliedern der Akademie der Inschriften und der schönen Literatur in Paris vor. Doch seine Übersetzungen wurden angezweifelt. Darauf veröffentlichte Champollion Teile seiner Arbeit in einem Brief an einen gewissen M. Dacier, den Ständigen Sekretär des ehrwürdigen Instituts, betreffend das Alphabet der phonetischen Hieroglyphen. Heute feiert die Nachwelt den so genannten «Brief an Monsieur Dacier» als Meilenstein in der Entwicklung der Ägyptologie.

Die Evolution

Am 27. Dezember 1831 stach die Beagle von Plymouth aus in See auf eine Reise, die fünf Jahre dauern, unter anderem an die Westküste Südamerikas und zu den Galapagos Inseln führen und unser Verständnis vom Leben auf dieser Erde für immer verändern sollte. An Bord befand sich der 22-jährige

Charles Darwin mit seiner unersättlichen Neugier für die Vorgänge in der Natur.

Darwin nutzte jede Gelegenheit von Bord zu gehen, wenn die Beagle ankerte. Und an jedem Ort, den er aufsuchte, studierte er Flora und Fauna, Felsformationen, Riffe und Fossilien, sammelte Proben und machte ausführliche Notizen. Vor allem auf den Galapagos Inseln stellte er fest, dass sich die dort lebenden Vögel, je nach den Bedingungen, die sie auf den verschiedenen Inseln antrafen, unterschiedlich von einander entwickelt hatten. Diese Feststellung sollte der Grundstein für Darwins Evolutionstheorie werden.

Nach England zurückgekehrt, veröffentlichte Darwin zunächst drei Werke über Geologie. Erst sieben Jahre später, im Jahre 1838, schickte er sich an, seine eigene Hypothese der Evolution auf Grund natürlicher Auslese zu vervollständigen. Darwin erkannte darin einen Prozess, in dem sich diejenigen Eigenschaften einer Art, die es ihr ermöglichen, zu überleben und mehr Nachkommen zu erzeugen, durchsetzen und so allmählich zu neuen Arten führen; weniger oder nicht anpassungsfähige Arten aber aussterben würden. Als Darwin seine aufwühlenden Ideen vertiefte, wurde er in zunehmendem Masse inne, dass seine Erkenntnisse feindliche Reaktionen hervorrufen könnten und schob die Veröffentlichung immer wieder hinaus.

Im Juni 1858 erhielt er aus Borneo überraschend einen Brief eines jüngeren Kollegen, eines gewissen Alfred Russel Wallace, der exakt zu den gleichen Schlüssen wie Darwin gekommen war. Darwin war ausser sich und wandte sich an seine Freunde Sir Joseph Dalton Hooker, Botaniker, und Sir Charles Lyell, Geologe, die vorschlugen, sowohl Darwins als auch das Papier von Wallace anlässlich der kommenden Sitzung der so genannten Lynnean Society of London⁴ vorzustellen. Ausserdem drängten Sie Darwin, seine Ideen sofort zu veröffentlichen, was dann am 24. November 1859 erfolgte. Das Werk rief in wissenschaftlichen und kirchlichen Kreisen sofort heftigste Kontroversen hervor, wird, weil aktueller denn je, immer noch verkauft und gilt als eines der grössten und einflussreichsten wissenschaftlichen Werke, die jemals geschrieben wurden.

Das Kino wird geboren

Am 28. Dezember 1895 schlug die Geburtsstunde des Kinos. Am Abend dieses Tages führten im Grand Café (einst in Steinwurfweite vom Café de la Paix am Boulevard des Capucines gelegen) Louis und Auguste Lumière ihre neue Erfindung vor, den Cinématographen, indem sie einen kurzen und einen längeren Film projizierten. Im ersten nahmen die beunruhigten Zuschauer einen herannahenden Zug wahr, im zweiten sahen sie, wie Arbeiter die Fabrik⁵ der Lumières verliessen. Das waren die ersten beiden Sequenzen eines richtigen Films.

1894 besuchte Antoine Lumière, der Vater von Louis und Antoine, Paris, wo er eine Vorführung von Thomas Edisons so genanntem Kinetoscope bewohnte. Mit dieser Maschine konnten Besucher wohl einen Film sehen, aber nur durch ein Okular⁵. Papa Lumière drängte nun seine Söhne, einen Weg zu finden, mit dem bewegte Bilder auf eine Leinwand projiziert werden konnten.

Louis und Auguste kombinierten in der Folge zwei Ideen: die Projektion von aufeinander folgenden Bildern und Edisons per Kettenzahnrad ablaufende Bilder. Ihr Cinématograph war sofort ein Riesenerfolg, dass die ersten drei Silben bis heute geblieben sind: Ci-né-ma.

Der Apparat der Lumières hatte gegenüber Edisons Maschine klare Vorteile: Er konnte sowohl als Aufnahme-, wie auch als Abspiel- und als Kopiergerät eingesetzt werden, er war leiser, kleiner, leichter und verbrauchte weniger Filmmaterial. Edisons Apparat liess 46 Bilder pro Sekunde ablaufen. Die Brüder Lumière aber fanden heraus, dass das menschliche Gehirn die Illusion der Bewegung bei jeder Geschwindigkeit von mehr als 15 Bildern pro Sekunde wahrnimmt. Deshalb reduzierten sie die Bildanzahl auf 16 pro Sekunde, jene Geschwindigkeit, mit der auch noch heute Filme abgespielt werden.

Die Lumières liessen ihre Erfindung sofort patentieren und drehten in den kommenden Jahren über 1'000 weitere Filme. Doch ihr Blick in die Zukunft blieb weit hinter ihrer technischen Genialität zurück. Sie betrachteten ihre Erfindung lediglich als eine Kuriosität, die wenig Zukunft haben würde!

Rasputins Tod⁷

Am 29. Dezember 1916, es war spät nachts in St. Petersburg, servierte Prinz Felix Yusupow seinem Gast zwei mit Zyankali vergiftete Stücke Kuchen und ein ebenfalls vergiftetes Glas Madeira. Doch trotz der Dosierung, die ausgereicht hätte, ein Pferd zu töten, fuhr der Gast fort, locker zu plaudern.

Nach dem letzten Schlag einer Mitternacht verkündenden Glocke verlor Yusupow die Nerven, zog einen Revolver, schoss seinem Gast in den Rücken und schlug ihn zu Boden. Doch, anstatt zu sterben, erhob sich der Gast und lief in den Garten in die Arme eines zweiten Attentäters, der zwei weitere Schüsse auf den Torkelnden abgab. Anschliessend rollten die beiden Mörder den scheinbar leblosen Körper in ein Tuch und stiessen ihn durch ein in das Eis des Moika Kanals geschlagenes Loch ins Wasser. Drei Tage später wurde der Körper entdeckt. Die Obduktion ergab Wasser in der Lunge, ein Zeichen, dass der Gast schliesslich ertrunken war, nachdem er Zyankali und Schüsse überlebt hatte.

So lautet eine populäre Version des Todes von Rasputin, die sich aber so nicht zugetragen hat.

Nach dem julianischen Kalender wurde Rasputin am 17. Dezember 1916 (30. Dezember nach dem gregorianischen Kalender) ermordet. Unmittelbar an dem Attentat beteiligt waren der besagte Prinz Felix Jussupow, in dessen Palast der Mord stattfand, der Dumaabgeordnete⁸ Wladimir Purischkewitsch und der Großfürst Dimitri Pawlowitsch. Ausserdem war ein gewisser Hauptmann A. S. Suchotin des Preobraschenskij-Regiments sowie der Sanitätsarzt Dr. S. S. Lasowert beteiligt. Sogar durch den englischen Geheimdienst fanden die Attentäter Unterstützung. Die Mörder wurden schnell dingfest gemacht, entgingen jedoch der Bestrafung. Allerdings bestand der Zar darauf, dass sich Felix Jussupow auf sein Landgut zurückzog und der Großfürst Dimitri Pawlowitsch in ein Regiment an der persischen Grenze wechselte. Über die übrigen Attentäter wurde der Mantel des Schweigens gebreitet, ja, Wladimir Purischkewitsch blieb, was er war, ein Dumaabgeordneter. Eine polizeiliche Untersuchung der Tat fand nur in Ansätzen statt, weil sie vom Zar unterbunden wurde.

Die eingangs erwähnte merkwürdige Geschichte, die fast in allen sich mit Rasputin beschäftigenden Büchern nach zu lesen ist, basiert auf der Schilderung von Felix Jussupow, der das Attentat vermutlich als grosse vaterländische Tat darstellen wollte. Sie steht jedoch im Widerspruch zu den offiziellen Obduktionsergebnissen.

In der Leiche wurden keinerlei Spuren von Zyankali gefunden. Ausserdem war bekannt, dass Rasputin seit einem Attentat im Jahre 1914 wegen Magenproblemen weder Süsses ass noch trank.

Die Fakten sprechen eine grauenhafte Sprache, die wir den Leserinnen und Lesern ersparen möchten. Soviel sei aber gesagt: Rasputins Körper wies am ganzen Körper Spuren von Misshandlungen auf, welche die Vermutung bestärken, dass Rasputin gefoltert wurde, um vor allem delikate Geständnisse im Zusammenhang mit einer vermuteten intimen Beziehung zur Zarin herauszupressen.

- 1 Die Sprache der Aramäer, einem Volk, das vor der mittleren Bronzezeit in Syrien und Mesopotamien lebte.
- 2 Die Koptische Sprache entstand aus dem Ägyptischen im 3. Jh. nach Christus. Mit zunehmender Arabisierung und Islamisierung Ägyptens wird der Begriff nur noch für die Christen der koptischen Kirchen verwendet.
- 3 Sanskrit, wörtlich «zusammengesetzte Sprache» ist die Sprache der klassischen indischen Kultur und spielt vor allem im Hinduismus eine wesentliche Rolle.
- 4 1788 gegründet und nach dem schwedischen Naturforscher Carl von Linné benannt, ist die älteste existierende naturforschende Gesellschaft. Thematische Schwerpunkte bilden u.a. die Genetik, die Biodiversität, die Systematik und die Pflanzen- und Tier-Taxonomie.
- 5 Herstellung photographischer Platten

- 6 Ein optisches Gerät mit Linsen.
- 7 Ein russischer Wanderprediger, dem Erfolge als Geistheiler nachgesagt wurden und der sich am Zarenhof eine Machtposition aufbaute.
- 8 Das russische Parlament

Quellen:

- Marsh/Carrick, *Great Stories from History*, Icon Books, Cambridge
- Lexikon der Allgemeinbildung, Duden Verlag, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich

Was geschah im Januar ...?

Geschichtliche Ereignisse im Rückblick

Es war einmal...

Am 4. Januar 1785 wurde den Grimms in Hanau das erste von sechs Kindern geboren, das sie Jakob taufen. Zusammen mit seinem ein Jahr später geborenen Bruder Wilhelm sollte er vor allem Berühmtheit mit drei Bänden von *Kinder und Hausmärchen* erlangen. Mit dieser überwiegend aus mündlicher Überlieferung zusammen gestellten Sammlung machten die Gebrüder Grimm das Märchen, das in der Zeit der Aufklärung eher das Etikett «trivial» trug und in die Kinderstuben verbannt worden war, wieder salonfähig. Die Texte vermittelten ein Weltbild, in dem das Gute siegte und soziale Schranken überwunden werden konnten.

Dem breiten Publikum sind die Gebrüder Grimm lediglich als Verfasser einer Märchensammlung bekannt und weniger als Schöpfer eines gewaltigen sprach- und literaturwissenschaftlichen Werks, mit dem sie die Grundlagen der germanischen Altertumswissenschaften und der deutschen Philologie legten. Mit dem von ihnen initiierten *Deutschen Wörterbuch* setzten sie ein Mammutunternehmen in Gang, welches erst 100 Jahre nach ihrem Tod abgeschlossen wurde.

Quelle: Harenberg, *Das Buch der 1000 Bücher*, Autoren Geschichte, Inhalt und Wirkung. Herausgegeben von Joachim Kaiser, 2002 Dortmund.

Die Würfel sind gefallen

Am 10. Januar 49 v. Chr. führte Julius Caesar eine seiner Legionen über einen kleinen Fluss, den Rubikon, der südlich von Ravenna in die Adria mündet. Mit diesem Schritt forderte er den Römischen Senat heraus und brach damit ein Gesetz, das *Lex Cornelia Majestatis*, welches einem General grundsätzlich verbot, eine Armee ausserhalb der ihm zugewiesenen Provinz zu führen. Der Rubikon, markierte die

Grenze zwischen der Römischen Republik und deren Provinz Gallia Cisalpina, dem jetzigen Norditalien. Caesar amtete dort sowie in der Provinz Gallia Transalpina, dem heutigen Frankreich und Belgien, in den zurückliegenden neun Jahren als Gouverneur, nachdem er die ansässigen lokalen Stämme unterworfen hatte. Kurz bevor Caesar den Rubikon überschritt sprach er daher zu seinen Offizieren: *Alea jacta est*, die Würfel sind gefallen (im Original ein Zitat des griechischen Dichters Menander). Damit erklärte er der Römischen Republik de facto den Krieg.

Die Gründe liegen auf der Hand: Der Römische Senat, der auf den Erfolg Caesars eifersüchtig war und seine Macht fürchtete, war entschlossen, ihn gefügig zu machen. Ihm wurde befohlen, das Kommando über seine Legionen aufzugeben und als gewöhnlicher Bürger nach Rom zurück zu kehren. Caesar war es bekannt, dass ihm trotz seiner überragenden Leistungen eine kleine Clique von Senatoren die Ehren verweigerte, die er verdient zu haben glaubte, und ihn sogar zerstören wollte. Er war fest überzeugt, dass ihn seine Feinde in dem Moment, in dem er seine Macht abgegeben hatte, in einem Prozess ruinieren, wenn nicht gar zum Tode verurteilen würden.

Nachdem Caesar den Rubikon überschritten hatte, waren die Würfel in der Tat gefallen. Denn sein Schritt war nicht nur der Beginn eines dreijährigen Bürgerkriegs (Caesars Gegenspieler war Gnaeus Pompeius Magnus, der bis zu seiner Niederlage gegen Caesar als der brillianteste Feldherr galt), sondern führte auch zum Ende der Republik und eröffnete das Zeitalter der Römischen Kaiser.

Viele Historiker betrachteten Caesars Tat als die aussergewöhnlichste in der Geschichte überhaupt. Ein Mann übernahm mit einigen wenigen Legionen und seiner militärischen Genialität das größte und entwickeltste Imperium, das die Welt je gekannt hatte.

Quelle: Marsh/Carrick, *Great Stories from History*, Icon Books, Cambridge

J'accuse, Ich klage an

Am Nachmittag des 13. Januar 1898 erschien auf der Frontseite der Zeitung *L'Aurore* ein offener Brief an den französischen Staatspräsidenten Félix Faure und schlug wie eine Bombe ein. Es war die Nachricht des Jahrhunderts! Unter der Schlagzeile «J'accuse» klagte Emile Zola¹ die Führer der Französischen Armee an, 1894 einen unschuldigen Offizier des Verrats beschuldigt zu haben und vier Jahre später zur Vertuschung ihres Fehlurteils den Freispruch eines zweiten Offizier «arrangiert» zu haben, wohl wissend, dass dieser effektiv ein Verräter war. Der Brief spaltete die politische Klasse und polarisierte die französische Gesellschaft bis in die Familien hinein.

Der des Verrats angeklagte Offizier war der aus dem Elsass stammende Artilleriehauptmann Alfred Dreyfus, der einzige Jude im Französischen Generalstab. Er wurde zu lebenslanger Haft auf der so genannten Teufelsinsel² verurteilt, weil er angeblich geheime Pläne der Französischen Artillerie an Deutschland verraten hatte.

Die Armee handelte sofort und klagte Zola der Verleumdung an. Das Urteil «schuldig» stand sofort fest. Als Zola zu realisieren begann, dass sein Berufungsverfahren scheitern würde, floh er nach England. Zola war keineswegs der erste Dreyfusianer, aber die Dreyfus-Affaire gewann durch seinen offenen Brief eine unerhörte Publizität. Auf Zolas Seite standen Männer wie George Clemenceau³, Jean Jaurés⁴ und Anatole France⁵. Ihnen schlug die Antipathie der Öffentlichkeit entgegen, die nicht frei war von antisemitischen Tönen, denn das Volk glaubte der Armee und hielt Dreyfus für schuldig.

Die Nation war gespalten und es brauchte lange, bis der Gerechtigkeit Genüge getan wurde, was Zola jedoch nicht mehr erlebte, denn er starb 1902.

Im Juni 1899 wurde das Urteil gegen Dreyfus, der von der Teufelsinsel zurückgeholt worden war, aufgehoben und an das Kriegsgericht in Rennes verwiesen. Dieses befand ihn jedoch erneut für schuldig, verurteilte ihn aber wegen «mildernder Umstände» nur zu 10 Jahren Festungshaft.

Erst jetzt begriffen viele Franzosen, dass die «mildernden Umstände» auf der Tatsache beruhten, dass Dreyfus tatsächlich unschuldig war. Um befürchteten Unruhen, aber vor allem der Kritik aus dem Ausland entgegen zu wirken, bot der neue Staatspräsident Emile Loubet Dreyfus die Begnadigung unter der Bedingung an, dass Dreyfus auf eine Berufung verzichtete. Zur Enttäuschung seiner Anhänger nahm Dreyfus, der inzwischen gesundheitlich schwer angeschlagen war, an. 1906 wurde das zweite Urteil nach einem Revisionsverfahren aufgehoben, Dreyfus wurde rehabilitiert, wieder in die Armee aufgenommen, zum Major befördert und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

1 Empfehlenswert sind seine Meistererzählungen aus der Manesse Bibliothek der Weltliteratur, 1994, ISBN 3-7175-1630-2.

2 13 Km vor der Küste Französisch Guaynas. Hier spielte auch der Roman Papillon von Henri Charrière, der 1973 mit Steve McQueen und Dustin Hoffman verfilmt wurde.

3 Französischer Politiker, Herausgeber der Zeitung L'Aurore; von 1906-1909 Premierminister.

4 Französischer sozialistischer Politiker

5 Französischer Schriftsteller; 1921 Nobelpreis für Literatur.

Quelle: Marsh/Carrick, Great Stories from History, Icon Books, Cambridge

Theaterbesuch der BH2A

«Stella» im Stadttheater Bern:

Eine Dreiecksbeziehung mit Aktualität?

Das Drama «Stella» von Wolfgang von Goethe thematisiert die tragische Dreiecksbeziehung von Madame Sommer, Fernando und Stella.

Stella ist verlassen worden – aus heiterem Himmel – von ihrem Geliebten Fernando. Für ihn hatte sie alles aufgegeben. Seit diesem Tag lebt Stella zurückgezogen, in Erinnerung und Trauer um Fernando. Madame Sommer wurde ebenfalls verlassen. Ihr Ehemann und Vater der gemeinsamen Tochter Lucie hat das Weite gesucht. Auch sie hat damit zu kämpfen. Fernando ist der Mann, der diese beiden Frauen verlassen hat.

Jahre später: Madame Sommer möchte für ihre Tochter nur das Beste und gibt sie einer jungen Frau in «Stellung». Sie erfährt von der Postmeisterfrau, dass die junge Frau, Stella, vor Jahren von ihrem Liebhaber verlassen wurde. Zur gleichen Zeit besucht ein Offizier (Fernando) das Gasthaus und kommt mit Lucie ins Gespräch.

Das Desaster nimmt seinen Lauf. Die Frauen verstehen sich – nicht ahnend, dass sie dem gleichen Mann nachweinen – vom ersten Augenblick richtig gut und Stella lädt nun auch die Mutter ein, bei ihr zu bleiben. In ihrer Freude zeigt Stella schliesslich beiden ein Bild ihres Geliebten, in dem Madame Sommer ihren Mann wiedererkennt. Lucie erkennt ihn ebenfalls – jedoch nicht als Vater – und erzählt Stella, dass sie genau diesen Mann im Gasthaus gesehen hätte. Madame Sommer entscheidet sich, abzureisen, ohne Stella davon zu erzählen. Stella kommt dahinter und versucht, sie daran zu hindern. Nach langen Gesprächen zwischen Fernando und «seinen Frauen» beschliesst er dann, Stella ein zweites Mal zu verlassen, um zu seiner Familie zurückzukehren.

Stella ist so verzweifelt, dass sie sich vergiftet. Fernando verkraftet die ganze Situation nicht mehr und erschiessst sich. Zurück bleiben – wie zu Beginn – Mutter und Tochter.

Die Handlung wurde von Sarah Heiniger und Andrea Breitingner zusammengefasst

Mit dem Beginn des zweiten Lehrjahres tauchten wir im Kulturkunde-Unterricht bei unserer Klassenlehrerin Frau Marczona in die auf uns etwas befremdlich wirkende Zeit des Sturm und Drang (1767–1785) ein. Passend dazu lasen wir das Drama «Stella» von Johann Wolfgang von Goethe im Unterricht. Um das Stück besser zu verstehen, besuchte die BH2A am

09.09.09 dann mit Frau Marczona die Abendvorstellung im «Das Theater» in der Effingerstrasse, wo Urs Häberli das Drama inszenierte.

Im Zentrum stand der leicht gekippte Bühnenboden, welcher mit seinen in den Boden eingelassenen Fächern die Hauptkulisse ausmachte. Der moderne Bühnenaufbau mit wenigen Requisiten liess genug Raum für eigene Fantasie und lenkte nicht von der Handlung ab.

Die Handlung des Dramas ist eine tragische Liebesgeschichte. Fernando, hervorragend gespielt von Helge Herwerth, hat seine Frau Cäcilie (Ariane Senn) und sein Kind (Micaela Bera) verlassen, um mit einer jungen Frau – Stella (Fabienne Biever) – ein neues Leben zu beginnen.

Doch auch diese Beziehung ist nicht von Dauer und er verlässt sie, um sich auf die Suche nach seiner Frau und seinem Kind zu machen. Nach erfolglosem Herumreisen kehrt er zurück zu Stella und trifft dort genau auf die drei Frauen, die er verlassen hat. Mit dem Aufeinandertreffen der Akteure nimmt das Drama seinen Lauf.

Die Kostüme trugen gut zur Stimmung des Stücks bei und die musikalische Untermalung wurde an wichtigen Stellen als dramaturgisches Instrument genutzt. Alles in allem eine gelungene, wenn auch zum Teil etwas überzogen dargestellte Inszenierung. Einzig der Schluss fiel verwirrend aus, da das Ende offen gestaltet wurde und nicht getreu der Vorlage war. So liess der Schlussapplaus einen Augenblick auf sich warten und es blieb ein gewisses Gefühl von Ratlosigkeit zurück.

Sonja Westermann, Fabienne Krähenbühl

An der Effingerstrasse in Bern wurde Goethes Stella inszeniert. Wir hatten das Vergnügen, uns als Klasse das Stück anzusehen. Stella ist ein während der Epoche des Sturm und Drang entstandenes Drama. Das Stück zeigt die verworrene Dreiecksbeziehung zwischen Fernando, seiner Geliebten Stella und seiner Gattin Cäcilie. Als sich die drei begegnen, erfahren sie von ihrem unglücklich verbundenen Schicksal und die Ereignisse nehmen ihren Lauf.

Urs Häberli gelang es, uns mit seiner Interpretation des Stückes zu überraschen – besonders mit seiner fast hyperaktiven und sehr überschwänglichen Stella, die wir uns beim Lesen des Dramas ganz anders vorgestellt hatten. Das Bühnenbild war sehr karg und modern gestaltet. Mithilfe von Musik und Lichteffekten wurde die Stimmung jedoch optimal unterstrichen. Im Grossen und Ganzen war Stella eine gelungene Aufführung.

Rani Kurt, Sereina Gasser

20.00 Uhr im Theater an der Effingerstrasse. Die Stimmung voller verschiedenen Erwartungen. Goethes Drama «Stella», inszeniert von Urs Häberli, beginnt!

Lucie (Micaela Bara) und deren Mutter Cäcilie Sommer (Ariane Senn), betreten das Posthaus. Lucie soll zukünftig der Baroness Stella Gesellschaft leisten, die an gebrochenem Herzen leidet. Als Lucie und ihre Mutter Stella einen ersten Besuch abstatten, zeigt Stella den beiden ein Porträt ihres Geliebten, mit dem Lucie kurz zuvor im Posthaus gespeist hatte. Der Mann auf dem Portrait, Fernando (Helge Herwerth), ist jedoch gleichzeitig der verloren geglaubte Ehemann von Cäcilie Sommer und der Vater von Lucie. Fernando stösst dazu und das Unheil nimmt seinen Lauf.

Um 21.45 Uhr strömen die Zuschauer aus dem Theaterraum, froh der dicken, heissen Luft zu entkommen! Nun bleibt der Klasse B2A noch Zeit, sich zusammen mit Frau Marczona Gedanken über die Inszenierung zu machen:

Im Gegensatz zu der sehr schwülstigen und gefühlbetonten Sprache wirkte das Bühnenbild angenehm schlicht. Mit Musik wurden Wendepunkte im Drama unterstrichen. Gut waren auch die Standbilder, die eine Situation für einen oft kaum erträglich langen Moment einfroren. Dadurch spürte man die unglaubliche Spannung zwischen den Personen und man konnte es kaum erwarten, dass die Darsteller weiter spielten.

Dadurch, dass wir mit unserer Buchhändlerklasse hingingen und das Theaterstück bereits zusammen im Unterricht gelesen hatten, war auch die Sprache für uns recht verständlich gewesen.

Karin Aregger, Martina Schafer

Goethes «Stern» hat am Dienstagabend an der Effingerstrasse in Bern wieder geleuchtet.

Das Sturm und Drang-Drama «Stella» von Goethe wurde vom Regisseur Urs Häberli inszeniert. Das Theaterstück voller überschwänglicher Emotionen hat das Publikum berührt.

Madame Sommer (Ariane Senn), welche mit ihrer arroganten und schnippischen Tochter Lucie (Micaela Bara) zur herzlichen Baroness Stella (Fabienne Biever) fährt, wird dort von ihrer Vergangenheit eingeholt. Sie erfährt eine tiefe Verbindung zu Stella, die ebenfalls von ihrem Geliebten verlassen wurde. Das Drama spitzt sich zu, als Fernando (Helge Herwerth) auftaucht und Madame Sommer ihn als verloren geglaubten Ehemann und Stella ihn als Geliebten wiedererkennen. Das eindrücklich gespielte Drama wurde mit gezielten Musik- und Lichteffekten untermalt.

Nadia Laouini, Anna Bühler

Dienstag, 9. September 2008, 20.00 Uhr, DAS THEATER an der Effingerstrasse: Unsere Klasse betritt mit ihrer Kulturkunde-Lehrerin Frau Marczona den Theatersaal, um das Drama «Stella» von J. W. Goethe, inszeniert vom Regisseur Urs Häberli, zu sehen. In dem Stück, das wir bereits im Unterricht gelesen und bearbeitet haben, dreht sich alles um die tragische Liebe zweier Frauen und das Verlassenwerden. Madame Sommer (gespielt von Ariane Senn) begleitet ihre Tochter Lucie (Micaela Bara) zu Stella, bei der das junge Mädchen als Gesellschafterin bleiben soll. Zur gleichen Zeit trifft der totgeglaubte Fernando ein, welcher der Geliebte Stellas und der Gatte Madame Sommers war, womit die Tragödie ihren Lauf nimmt.

Das textlich eins zu eins von Goethe übernommene Stück, wurde mit wenig Bühnenbild, dafür mit umso überschwänglicheren Gefühlen inszeniert. Die schauspielerische Leistung fanden wir beeindruckend, auch wenn man sich kaum an die übertriebene, leicht psychopathisch wirkende Figur der Stella gewöhnen konnte.

Astrid Frey und Fabienne Müller

In der Schule haben wir Goethes «Stella» gelesen und haben uns dann das Stück im Theater an der Effingerstrasse angeschaut.

Der Inhalt handelt von Fernando, der zwei Frauen verlassen hat, Cäcilia, seine Frau, und Stella, seine Geliebte. Als er zu Stella zurückkehren will, trifft er beim Posthaus, das neben Stellas Haus liegt, auch auf Cäcilia und ihre gemeinsame Tochter Lucie, die als Gesellschafterin bei Stella bleiben sollte. Fernando muss sich nun zwischen den beiden Frauen entscheiden.

Regie führte Urs Häberli, Hauptdarsteller waren Fabienne Biever als Stella, Ariane Senn als Cäcilie, Micaela Bara als Lucie und Helge Herwerth als Fernando.

Das Bühnenbild war sehr einfach, die Bühne war fast leer bis auf eine bewegliche Trennwand im Hintergrund und ein paar kleine Gegenstände.

Es gab auch Musik, die vor allem bei entscheidenden Momenten gespielt wurde.

Die Schauspieler passten zu den Figuren und verkörperten sie auch so, wie man sie sich im Buch ungefähr vorstellt. Nur Stella haben sich viele von uns anders vorgestellt. Wenn man das Buch liest, bekommt man eher den Eindruck, dass Stella ruhig und zurückhaltend ist, und im Theater ist sie das pure Gegenteil.

Die Kostüme passten zu den verschiedenen Charakteren. Zum Beispiel trug die emotional aufgewühlte Stella ein weisses wehendes Kleid und ihre Frisur war nur lose zusammengebunden, im Gegensatz zur

ernsten Cäcilia, die ein schlichtes, dunkelgrünes Kleid trug, und deren Frisur streng nach hinten zusammengebunden war.

Das Ende war überraschend. Goethe hat im Original zwei Enden geschrieben: Im ersten wird eine mögliche Dreierbeziehung angedeutet, im zweiten nehmen sich Stella und Fernando das Leben. Im Theater wurde ein ganz anderer Schluss gewählt. Stella, Cäcilia und Fernando stehen mit dem Gesicht zur Wand, während das Licht immer dunkler wird. Lucie steht als Einzige noch vorne auf der Bühne. Es ist am Ende nicht klar, wie es mit den verschiedenen Personen weitergeht, so dass das Publikum nachdenken muss.

Insgesamt war das Stück sehr gut aufgeführt. Das karge Bühnenbild war ein guter Kontrast zu den gefühlvollen Reden. Die Musik war sehr gut eingebracht und brachte Spannung. Es war ein wirklich sehenswertes Theater.

Corina Gottardi

Nachdem wir «Stella» von Goethe im Kulturkunde-Unterricht behandelt hatten, warteten wir gespannt auf die Umsetzung des schwülstigen Stückes.

Goethe beschreibt in seinem Stück «Stella» ein Familiendrama, das auch in der heutigen Zeit noch sehr aktuell ist. So wird Stella, eine junge Baroness, von ihrem Geliebten verlassen und lebt nun einsam und mit gebrochenem Herzen auf ihrem Gut. Sie freut sich sehr, als eines Tages ihre neue Gesellschafterin mit deren Mutter auf ihrem Gut eintrifft.

Was niemand ahnt, ist, dass Stellas Geliebter gleichzeitig Gatte und Vater ihres Besuches ist. Doch wie es das Schicksal will, trifft gleichzeitig auch der Geliebte, Vater und Gatte Fernando ein. Herzschmerz und Drama sind vorgesehen.

Die Szenerie wurde im Stück gut umgesetzt. Durch das sehr einfache und karge Bühnenbild traten die heftigen Gefühle noch mehr in den Vordergrund. An wichtigen Stellen unterstrichen Musikeinlagen das Gesprochene und Gefühlte.

Obwohl der letzte Satz nicht der Originalfassung entsprach, verliessen wir das Theater nachdenklich, aber zufrieden. Insgesamt eine sehenswerte Inszenierung.

Hannah Oegerli, Tabea Pfister

Finger-Tipps

Wo die Gutenberg-Galaxis online ist

E-Content und Digitalisierung werden dieser Tage heftig diskutiert, sowohl in der Tages- wie in der Fachpresse. Google baut seit 2005 im grossen Stil Google Book Search auf (s. S. 17). Lesern und Leserinnen stehen hier gebührenfrei Bücher im Volltext zur Verfügung. Weil Google auch urheberrechtlich geschützte Werke ins Netz stellte, hat sich der Suchmaschinenbetreiber grossen Ärger eingehandelt. Inzwischen sorgen zwar Abkommen zwischen Google, Bibliotheken und Verlagen für mehr Klarheit, aber ob und wie viele Bücher aus Bibliotheken ohne Zustimmung der Rechteinhaber eingescannt werden, weiss nur Google. Es geht kaum darum, «[...] den gewaltigen Wissensschatz, der sich in den Büchern dieser Welt verbirgt, allgemein nutzbar und zugänglich zu machen.», wie Google behauptet. Vielmehr will Google möglichst viele Inhalte verfügbar machen. Der Suchmaschinenbetreiber verdient Geld mit der Werbung im Kontext solcher Angebote. Google ist nicht im Kontakt mit Bildung und Wissenschaft gross geworden, sondern mit der genialen Entwicklung von Suchdiensten. Google hat wenig Tradition in der Überprüfung von Inhalten und das beeinflusst die Qualität von Google Book Search. Die Buchfachwelt ist sich deshalb weitgehend einig, dass die Digitalisierung von Büchern nicht Google allein überlassen werden darf. Mit libreaka! hat die deutsche Buchhandelsbranche reagiert: Ein eigenes Volltextarchiv, bei dem die Verlage die Hoheit über die Rechte an den Büchern behalten [unter: www.libreaka.de/]. Und auch Amazon stellt mit «Search Inside»! einzelne Seiten von Büchern bereit.

Abseits all dieser Projekte mit grossem Marketingbudget hat sich Gutenberg-DE einen festen Platz erarbeitet. Die Volltextsammlung startete mehr als zehn Jahre vor dem Digitalisierungshype. Im März 1994 ging <http://projekt.gutenberg.de/> online. Zu einer Zeit als das Internet sehr jung und nur einer kleinen Community vertraut war. Der deutsche Informatiker Gunter Hille initiierte Gutenberg-DE. Es wurden und werden ausschliesslich Texte digitalisiert, deren Urheberrecht abgelaufen ist. Moderne Literatur sucht man deshalb vergebens, aber Information dazu ist verfügbar. Es kann beispielsweise nachgelesen werden, dass «Die Schachnovelle» von Stefan Zweig ab 2013 im Archiv verfügbar ist. Das Todesjahr des Schriftstellers war 1942.

Heute ist Gutenberg-DE eine der grössten Volltextarchive klassischer Texte im deutschen Sprachraum.

Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung liegt immer noch beim Gründer, gemeinsam mit einem Team von Literaturwissenschaftlern. Seit April 2002 hat das Projekt Gutenberg-DE bei spiegel.de seine Online-Heimat gefunden. Finanziert wird die Sammlung durch Werbung. Übrigens stellt das englische Project Gutenberg fremdsprachige Texte bereit, deren Copyright aufgehoben wurde [unter: www.gutenberg.org/catalog/].

Was und wie suchen? Ein Zitat aus «Kabale und Liebe» von Friedrich Schiller, Aphorismen von Oscar Wilde oder Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff gesucht? Interessierte können diese und weitere Texte von über 900 Autoren und Autorinnen im Volltext herunterladen. In Gutenberg-DE sind rund 4000 Bücher und über 1.2 Millionen Buchseiten archiviert. Schwerpunkt sind Texte aus dem deutschen Sprachraum. Die Website ist übersichtlich und die Suchabfrage sehr einfach. Alle Texte sind direkt über den Autor und die Autorin zu erreichen. Die meisten Bücher lassen sich zusätzlich über den Menüpunkt «Genres» finden. Zitate werden mit der gut funktionierenden Volltextsuche direkt und schnell gefunden.

Gefunden! Alle Texte sind im Volltext zugänglich. Einige sind in Einzeldateien unterteilt. Und nicht abschrecken lassen: Die Formate sind sehr unterschiedlich: Es kann durchaus vorkommen, dass ein Text ausschliesslich als Scan abrufbar ist. Die Quelle wird bei jedem Download aufgezeigt. Alle Inhalte in Gutenberg-DE stehen kostenlos zur Verfügung. Die Texte können gerne für den Privatgebrauch weiter verwendet werden. Für die kommerzielle Nutzung muss die Genehmigung bei Gutenberg-DE eingeholt werden.

Gutenberg-DE ist ein Archiv, das abseits von Marktanalysen unaufgeregt, konstant und sorgfältig Texte digitalisiert. Unter Berücksichtigung des Urheberrechts. Seit fast 15 Jahren. Das ist für die Internetwelt ein nahezu biblisches Alter. Und ein sehr rühmliches Engagement.

Der Begriff Gutenberg-Galaxis wurde vom Medienwissenschaftler Marshall McLuhan geprägt. Er bezeichnet eine Welt, die grundlegend vom Buch als Leitmedium geprägt ist.

Das deutsche und schweizerische Urhebergesetz schützt ein Werk während 70 Jahren nach dem Tod des Autors, der Autorin. Nach dieser Zeit sind die Texte Gemeingut.

Barbara Weger,
Fachlehrerin Bibliografieren und Recherche

Wer wird geschützt?	Urheber	Interpreten	Ton- und Tonbild-trägerhersteller	Sendeunternehmen
Was wird geschützt?	Werk (inkl. Software)	Darbietung	Aufnahme	Sendung
Wie lange?	70 Jahre (Software: 50 Jahre) Nach dem Tod des Urhebers bzw. seit Erbringung der Leistung	50 Jahre	50 Jahre	50 Jahre
Welche Rechte bestehen?	Aufführungs-, Vortrags- und Vorführungsrecht	•		
	Aufnahmerecht	•	•	•
	Vervielfältigungsrecht	•	•	•
	Verbreitungsrecht	•	•	•
	Recht zur Wahrnehmbarmachung	•	•	•
	Senderecht	•	•	
	Weitersenderecht	•	•	•

Grafik aus der Broschüre «Urheberrecht im digitalen Zeitalter»

Urheberrecht

Das Urheberrecht im digitalen Zeitalter: Fakten und Meinungen

Im Zusammenhang mit dem neuen Urheberrecht hat das Eidgenössische Institut für Geistiges Eigentum eine praktische Broschüre herausgegeben, die auch für Lernende geeignet ist. Kapitel darin sind:

- Das Neue Urheberrecht: Highway oder Sackgasse? Die Debatte läuft.
- Vom Bücherfluch zum Urheberrecht: Der Schutz von Werken der Literatur und Kunst gestern und heute.
- Keine Lösung ab Stange: Die Internetabkommen der Weltorganisation für Geistiges Eigentum (WIPO)
- Selbstbedienung oder kontrollierte Abgabe? Rechteverwertung und Handel im Internet
- O-Ton: Die Meinung der Betroffenen

Dank Glossar und Links sind nach der Lektüre die Fragen beantwortet, die heute beantwortet werden können. Wir sind hier aber mit einer Dynamik konfrontiert, die Antworten in Windeseile verändert. Symptomatisch ist der Hinweis auf der Entry-Site der zugehörigen Website www.urheberrecht.ch:

Diese Website wurde als Beitrag zur Meinungsbildung für die am 1.7.2008 in Kraft getretene Teilrevision des Urheberrechts erstellt. Sie wird nicht mehr nachgeführt.

Nach nur fünf Monaten, kann man sich auf diese Informationen schon nicht mehr verlassen.

Für den Gesamtbuchhandel ist der Schweizer Urheberrechtsschutz auf einen Blick sicher interessant und er hat sich bisher auch nicht verändert. Deshalb bilden wir die entsprechende Tabelle oben ab. Die Broschüre «Das Urheberrecht im digitalen Zeitalter» können Lernende und Lehrpersonen gerne bei mir abholen. Lehrfirmen bestellen sie bitte direkt via Website oder per Mail info@urheberrecht.ch.

ME

Googles Herausforderung



Jean-Noël Jeanneney
Googles Herausforderung
Für eine europäische
Bibliothek

Wagenbach Taschenbuch
2006 9783803125347

Für mich geht es im Folgenden nur teilweise um eine Buchbesprechung. Ich möchte meiner Sorge um das Urheberrecht Ausdruck geben, das meines Erachtens in der Preisbindungs- und E-Book-Diskussion in der Branche etwas unterzugehen droht.

Das Thema hier ist die Veränderung des kulturellen Gedächtnisses durch die Digitalisierung. Wenn Bücher bis jetzt unser kulturelles Gedächtnis dargestellt haben, fragt es sich heute, ob deren Digitalisierung an unseren Synapsen und unserer Kultur

mehr verändert als nur den Zugriff. Jeanneney sucht hier praktische, bibliothekarische aber auch philosophische Antworten. Ich selber habe das Buch zum zweiten Mal gelesen (s. auch Pegasus Nr. 77), diesmal mit dem urheberrechtlichen Fokus.

Google hat im Jahr 2005 ohne Zustimmung begonnen, urheberrechtlich geschützte Werke ins Netz zu stellen. Auf die Reaktionen von Autoren und Verlagen hin versprach Google, die Verbreitung einzustellen, sobald sich der Urheber daran störe. Google «minimierte das Urheberrecht zum nachträglichen Einspruchsrecht» (Joachim Günter in der NZZ vom 4. November 2008). Das war Jeanneney's Motivation, dieses Buch zu schreiben.

Ich wurde im Oktober 2005 auf das Geschäft mit digitalisierten Büchern aufmerksam, als Google sich an der Buchmesse der Diskussion stellte. Die Debatte hatte sich aus der Ankündigung ergeben, es würden in sechs Jahren 15 Millionen gedruckte Bücher gescannt. Die Google-Vertreter (u.a. Adam Smith von Google Book Search) stritten an dem Anlass die Exklusivitätsansprüche auf das Wissen der Welt nicht einmal ab, sie verkauften sie bloss als ein Menschenwohl, gegen das Europa sich hinterwäldlerisch sträube. Und ich fragte mich:

- Welche Bücher scannen?
- In welchen Sprachen?
- Was ist mit dem Copyright?

Jeanneney stellt die gleichen Fragen eloquenter. Seine Themen sind die Erschliessung durch Volltextsuche und die europäischen Sprachen. Der Buchmarkt von Amerika und Europa ist ungleich, denn Amerika liest fast nur im Original (97%), Europa grösstenteils Übersetzungen. Damit begründet der Autor vor allem, dass «Old Europe» sich der Scannerei schon rein sprachtechnisch nicht einfach anschliessen konnte. Auf der Grundlage der Informationswissenschaft entwirft er Pläne für den umfassenden Zugang zu digitalisierten Büchern, ohne Autoren und Qualität zu meucheln.

Für ihn sind europäische Sprachen und Suchmöglichkeiten Ergebnisse jahrhunderte langer Arbeit und Teil unserer Identität. Das klingt nur so lange romantisch, wie das Internet nicht von Menschen gemacht wird, die nur Internet kennen.

«Googles Herausforderung» ist heute noch visionärer als es der Titel bei seinem Erscheinen war. Inzwischen stehen Google Book Search eine Mehrheit der US Titel zur Verfügung. Vor Kurzem hat die weltgrösste Verlagsgruppe Random House ihre amerikanischen Bücher Google überlassen und einen Gerichtsstreit gütlich beigelegt. Die Verlage und Google sorgen mit ihren gegenseitigen Abkommen dafür, dass Millionen von Menschen der Zugang zu Millionen von Büchern gewährt ist. Wer kann da schon dagegen sein?

Man nennt diese intransparenten Deals gerne den pragmatischen Umgang mit dem Urheberrecht. Und schliesslich hat Google schon 125 Millionen Dollar springen lassen, um die Kosten bereits begangener Urheberrechtsverletzungen zu begleichen und ein Register für urheberrechtlich geschützte Titel zu schaffen. Das Geld fliesst zwar, aber nur in Mini-Prozentsätzen oder nach Prozessen in die Kasse der Urheber. Die europäische Kooperation mit Google steckt in den Startlöchern, in den Bibliotheken hat sie bereits begonnen, im Gesamtbuchhandel wird man hoffentlich nichts übers Knie brechen.

Gesetze entstehen und vergehen, das war immer so und ist auch richtig. Die Frage, warum in einer Zeit, in der allenthalben nach Innovation, Change und Quality gerufen wird, ausgerechnet das Copy Right ins Gras beißen muss, bleibt offen.

Wir haben eine digitale Welt zu gestalten und dazu gehören Bücher. Der Informationshunger der Konsumenten und die eigene Überforderung sollten uns nicht blind machen. Denn wir und die künftige Generation müssen mit einem Widerspruch fertig werden:

Halbherzige Digitalisierung entfernt uns von Wissen. Für umfassende Digitalisierung ist Wissen Voraussetzung.

ME

Was sagen die User?

Meinungen und Befindlichkeiten von Internet-Usern aus dem Forum zum Artikel: «Alle Bücher dieser Welt bald aus einer Hand» von Joachim Günter in der NZZ vom 4. November 2008:

Hans Rügsegger (4. November 2008, 13:42)

Buchpreisbindung adieu

Eine tolle Sache die digitalisierten Bücher! Unsere realitätsblinden Politiker möchten hingegen die Buchpreisbindung wieder einführen, damit alle Buchhändler, auch die faulen, ein garantiertes Einkommen haben. Der Schuss wird erfreulicherweise hinten hinausgehen. Auch dank Internet.

Bernd Kulawik (4. November 2008, 13:06)

Bildungsdünkel?

Soso, weil die «Rechteinhaber» eines Werkes kein Interesse mehr an seiner Verbreitung haben, soll Google es nicht online verfügbar machen? Selt-same Logik ... aber viel mehr stört die «elitäre» Grundhaltung des Autors: «Wo kämen wir denn

hin, wenn jeder einfach so auf vorhandenes Wissen zugreifen könnte?» – Seit Jahrtausenden ist das Ziel von Informationsmedien Wissen zu verbreiten. Aber das ist dem Verfasser wohl entgangen ...? Warum dann als Illustration eine Bibliothek? Diese verbreiten doch auch die knappe Informationsquelle Buch, statt dies dem «Markt» zu überlassen. Schliessen wir sie doch auch! Endlich besteht die Chance, allen den freien Zugang zu Wissen zu verwirklichen – aber jetzt soll dies zugunsten eines historisch und technisch überlebten Geschäftsmodells verhindert werden? Einfach nicht zu fassen, so etwas in der NZZ ...

Immanuel Felder (4. November 2008, 12:36)

Von gebratenen Tauben über Rendite zur Fernsteuerung

Das Schlaraffenland ist Ziel jeder unreflektierten Begierde. Nachdem Errungenschaften nur deshalb errungen wurden, weil der Anreiz, per Urheberrecht Millionär zu werden bestand, muss das aktuelle Urheberrecht als heilig gelten. Während per Paragraph dieses Heiligtum verteidigt wird, hebt Google das Machtprinzip auf die nächste Stufe: Wissen, wie der Hase laufen will, reduziert das Wertschöpfungsprinzip auf das effiziente Präparieren weniger Köder. Dann bekommt der Hase alle Möhren dieser Welt, die auf dem Angebotstisch landen, spart sich die Suche und vergisst schlussendlich, dass Möhren nicht auf Tischen wachsen. Dafür weiss er, wem der Tisch gehört.

Rolf Suter (4. November 2008, 12:35)

Gratis Bücher

Sie übersehen etwas. Wenn die Bücher gratis abgerufen werden können, dann kann niemand mehr Geld damit verdienen und dann werden sie – zumindest die Bücher, mit denen ein Einkommen generiert werden soll – nicht mehr geschrieben.

Gabriel Burgener (4. November 2008, 12:19)

Wissen soll frei sein. II

Und weshalb bedarf es den Verlagen so grosser Stückpreise? Nein, sie sind nicht so ineffizient, sondern haben schlechterdings zu geringe Auflagezahlen. Ich verweise nochmals auf Japan mit seinen enormen Leserzahlen und spotbilligen Buchpreisen, dem Online-Katalog Aozora, wo kontinuierlich Literatur gratis publiziert wird, etc. Die Verlage haben's nie geschafft, das Buch zum Massenprodukt zu promoten und die Skaleneffekte zu gewinnen. Höchstens DAS hat das literarische Schaffen und Lesen eingeschränkt. Der einzige Ausweg aus diesem Dilemma sehe ich mit Googles Initiative – und kreditiere sie damit in höchstem Masse.

Zur Färbung des Artikels bin ich sowieso masslos enttäuscht und verlange etwas aufgeschlossenerer Beiträge oder gleich neue Autoren.

Gabriel Burgener (4. November 2008, 12:19)

Wissen soll frei sein. I

Ich freue mich über die durchwegs positive Reaktionen auf diese Ereignisse und möchte diese selbst noch einmal stützen: Wer mag wissen, ob die Gourmands Breughels mit satten Bäuchen nicht auch mal nach einem Buch gegriffen hätten, wenn sie diese neben ihren Fresseskapaden noch hätten leisten können? Fakt ist, dass Bücher – trotz des kontinuierlichen Preiszerfalls – noch immer ein Mordsbatzen kosten und dieser kaum den Autoren zukommt – zumal die bei über fünfzigjährigen Büchern meist schon verstorben sind.

Urs Heinemann (4. November 2008, 11:14)

Schlaraffen und dicke Bäuche

Das Schlaraffenland eines Weinliebhabers ist ein voller wohlsortierter Keller, wo man sich jederzeit eine entsprechende Flasche aussuchen kann. Genauso verhält es sich mit den im Internet abrufbaren Büchern, einzig mit dem Detail, dass die Internetbibliothek, im Gegensatz zum Weinkeller gratis ist. «Dicke Bäuche» gibt es vielleicht, weil man zu Hause oder am Arbeitsplatz auf all die Bücher zugreifen kann und nicht mehr zur öffentlichen Bibliothek radeln muss.

Johannes Walcher (4. November 2008, 10:01)

paradox

Das macht doch gar keinen Sinn! Hat denn etwa die allgemeine intellektuelle Regsamkeit seit Plato nachgelassen? Dann gäbe es nicht so viele Bücher, keine NZZ, und auch kein Internet. Oder ist die Meinung, Einwände gegen Fortschritt seien nötig, damit dieser erst wirklich zu seinem Recht komme?

Tom Schneider (4. November 2008, 09:54)

keine Schranken dem Wissensdurst

Die Digitalisierung des Wissens und die möglichst freie Verfügbarkeit dieses Wissens stellt in meinen Augen den nächsten Quantensprung für die Wissensgesellschaft dar. Zu Glauben, jeder könnte alles Wissen erlernen oder gar präsent halten, ist naiv und verklärend – dagegen sollten die Schranken für den natürlichen Wissensdurst möglichst tief gesetzt werden: Informatiker können schon heute zu den meisten Problemen im Internet Lösungen finden, Konsumenten können sich vor dem Kauf informieren, Patienten über ihre Leiden besser informieren. Dies generiert nicht blosses Halbwissen, sondern führt zu einer Ausweitung

der Wissensnutzung, wie wir sie bisher noch nicht erlebt haben. Ich für meinen Teil sehe dieser Entwicklung sehr positiv entgegen und freue mich, die Literaturrecherche für meine Studien zukünftig deutlich effizienter durchführen zu können.

Willi Ritschart (4. November 2008, 09:44)

Erleichterung für Lesende

Menschen, die beruflich sehr viel lesen müssen (WissenschaftlerInnen z.B.) werden froh sein um jedes Buch mehr, das von Google gescannt wird, erspart dies doch einen Gang in eine Bibliothek, das Warten darauf, dass ein Buch (wieder) verfügbar wird – häufig überhaupt erst einmal die Suche nach einer Bibliothek, die das Buch hat. Es geht bei all dem ja nicht nur um die (durchaus berechtigten) Geschäftsinteressen der Verlage, sondern auch um den freien, ungehinderten und raschen Zugang zu Informationen.

Yves Häberli (4. November 2008, 09:28)

Neues Zeitalter

Endlich alle Bücher in einer Datenbank recherchier- und abrufbar. Was der Autor hier als Einzug der Trägheit in die Wissens- und Kulturproduktion beschreibt, scheint mir eher als Gelegenheit für eine immense Leistungssteigerung, wie sie nur die digitale Revolution bewirken konnte. Oft genug habe ich mich genervt über fehlende Titel im Bestandeskatalog unserer Bibliotheken. Das ist m.E. «Wissens- und Kulturverwaltung», ungenügende noch dazu. Das Recherchieren von Titeln und Themen wird kaum wegfallen, vielmehr wird es, wie bei der Suchmaschine, darum gehen, brauchbares auszumachen und unrelevantes auszublenden. Verdummen wird man darob wohl kaum, auch die Bücher lesen und verstehen muss immer noch jeder selber.

Exkursion

Frankfurt 2008

Wir danken den Verlagen, die unsere Exkursion an die Buchmesse mit Know-how unterstützt und unsere Lernenden empfangen haben, sehr herzlich:

- Ammann Verlag
- Carlsen Comic
- Dreomer Knaur
- Limmat
- mare buchverlag
- Piper Verlag
- Reise Know-How
- Reprodukt
- Wagenbach

Das ausführliche Programm und die Ergebnisse unserer Besuche finden Sie bei www.buchhaendlerin.ch im Unterforum «Unterricht an Berufsfachschulen». Die Bilder in diesem Pegasus mögen Ihnen einen kleinen Einblick in unsere diesjährige Messereise geben.

Gabriela Fernandez
Lehrerin für Berufs- und Verkaufskunde



*Treffpunkt der Admins von www.buchhaendlerin.ch
Tanja Messerli und Barbara Weger*



Ein Gefühl für Istanbul: Dargestellt von jungen Künstlern



Aufmerksame Zuhörerinnen



Türkischer Pavillon auf dem Messeplatz



Warten auf die Lernenden von Droemer Knaur



Lernende von Droemer Knaur erklärt



Im Azubistro wird vorgelesen



Verlagsmeeting bei mare



Im Zelt finden fast nahtlos Lesungen statt



Begleiterinnen: Gabriela Fernandez, Silvia Mauerhofer



Treffen auf dem Messeplatz



Susanne Schenzle empfängt uns bei Ammann



Auf der Reise: Lesen



Verlagsmeeting bei Reprodukt



Cosplayerin (Wettbewerbsfrage: Aus welchem Manga?)

Zu guter Letzt ...**Weihnachtsempfehlung**

Wer überhaupt hat Hitlers Buch Mein Kampf gelesen? Der Jüngling kannte niemanden. Buchhändler schienen nur wenig darauf erpicht zu sein, es im Schaufenster oder im Ladeninnern sichtbar zu präsentieren. Schon gar nicht die von Gymnasiasten bevorzugten Buchhandlung von Herbert Lang, einem religiösen Sozialisten, der Naziliteratur möglichst ignorierte. Vor wenigen Jahren noch war er von nationalistischen Studenten und armenen Kreisen boykottiert worden. Angesichts der aggressiven Politik und Aufrüstung des Dritten Reiches stellte Lang dann aber, wie die Sozialdemokraten insgesamt, die Notwendigkeit einer militärischen Landesverteidigung nicht mehr länger in Abrede, worauf auch die bürgerliche Kundschaft sein Geschäft, weil es gut und kompetent geführt war, nach und nach wieder aufsuchte.

S. 46 ff aus: Kurt Marti, Ein Topf voll Zeit 1928–1948
Nagel & Kimche 2008

Ich habe für das Weihnachtsgeschäft immer gern einen Allerweltstipp. Etwas, was ich als Einstieg ins Kundengespräch, als Zusatzverkauf, als Verlegenheitsgeschenk und für fast jedes Alter empfehlen kann. Ein Buch für Scheue und Gestresste, die nicht lange reden möchten. Ein Buch, das Paare, die dumm genug sind gemeinsam Geschenke einzukaufen, versöhnt.

Ich empfehle den neuen Kurt Marti. Er hat am Ende seines Lebens ohne Notizen, Briefe oder Tagebücher einen Rückblick geschrieben, der vielen entspricht, aber nie beliebig ist. Aus der eigenen und der Schweizer Geschichte nur das, was dem jungen Marti bedeutend genug war, es bis ins hohe Alter im Gedächtnis zu bewahren.

ME

BuCH. 08

Auch wenn Adolf Muschg es vorgezogen hat, die Party frühzeitig zu verlassen: Viele Buchmenschen haben sich gut amüsiert. Und nächstes Jahr? Hat noch Potenzial.



ME

In eigener Sache

Der Pegasus ist 2008 etwas seltener, dafür auch etwas dicker geworden. Die jetzige Erscheinungsweise sichert den Informationsfluss pro Quartal, Aktuelleres und Termine finden Sie auf unserer Website www.wksbern.ch > Grundbildung > Buchhandel. Der Pegasus erscheint in folgenden Ausgaben:

- Dezember/Januar
- Februar/März
- April/Mai/Juni
- August/September
- Oktober/November

Ich danke dem Pegasus-Publikum an dieser Stelle für alle Rückmeldungen und Ermunterungen, die meine Mitautorinnen und -autoren und ich im vergangenen Jahr erhalten haben.

Neidhart-Grafik danke ich für die Anregungen und das Mis-en-Page, den fleissigen Frauen vom Infodesk für die Produktion und den Versand.

Ohni Öich giengs nid.

ME

Impressum

Der «Pegasus» erscheint fünf Mal im Jahr. Auch auf www.wksbern.ch

Redaktion: Tanja Messerli (ME) | Wirtschafts- und Kaderschule KV Bern, Abteilung Buchhandel
Postfach 6936, 3001 Bern | Fax 031 380 30 35 | tanja.messerli@wksbern.ch